

Die Macht der Töne: Ein Gefühl von Ewigkeit – Plädoyer für mehr Musik im Leben



Plädoyer für mehr Musik

Ein Gefühl von Ewigkeit

Wer Musik für eine hübsche Nebensache hält, verkennt ihre Macht über unser Leben. Sie ist die Ursprache des Menschen und gibt unserem Denken und Fühlen Struktur. Warum nutzen wir ihre Kraft nicht besser?

Foto: Gene Glover / DER SPIEGEL

Von [Ullrich Fichtner](#)

27.03.2024, 13.00 Uhr • aus [DER SPIEGEL 14/2024](#)

Die Bamberger Symphoniker rühmen sich, Bayerns besten Konzertsaal zu bespielen, er liegt am Ufer des linken Arms der Regnitz und verwandelt sich an einem grauen Freitagmorgen schlagartig in eine Insel des Glücks. Um kurz nach neun Uhr sind Klarinetten und Bratschen zum Dienst angetreten, erste und zweite Geigen, Fagotte, Celli und Hörner haben ihre Plätze eingenommen. Auf der Bühne vorn sitzt Jan Lisiecki an einem gewaltigen Flügel, ein junger Kanadier mit der Statur eines Zehnkämpfers. Der große Saal vor der Bühne ist menschenleer, für Momente herrscht völlige Stille. Dann ereignet sich das Wunder der Töne. Es entfaltet sich: die Macht der Musik.

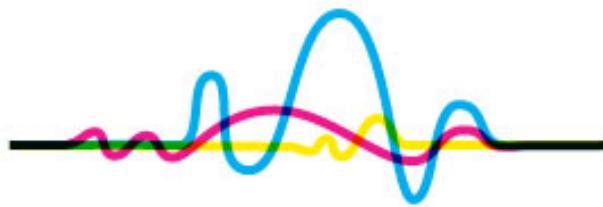
Mozart wird laut, das 22. Klavierkonzert in Es-Dur, erster Satz, ein prachtvolles Allegro, durchzogen von heiteren Bläserpartien, getrieben von kräftigen Streichern und dann, in Takt 77, der Auftritt des Klaviers. Das winterliche Bamberg, die graue

Regnitz, der dunkle Freitag sind mit den ersten Tönen vergessen, Kälte und Nässe wie wegewischt, die Hektik des Berufsverkehrs vergeben. Ein anderer, hellerer Raum geht auf, eine eigene Zeitrechnung, hervorgebracht von einer Musik, die vor 238 Jahren komponiert wurde und doch direkt zu uns heutigen Menschen spricht.



Honeck dirigiert Mozart: Ein anderer, hellerer Raum geht auf. Foto: Gene Glover / DER SPIEGEL

Manfred Honeck dirigiert, im T-Shirt, ein gebürtiger Vorarlberger, gefeierter Musikdirektor in Pittsburgh, er tanzt, schnauft, wirft Blicke, rudert mit den Händen. Er leitet dieses musikalische Fest ohne Publikum, ordnet mit seinen Gesten die flüchtigste aller Künste, die im Augenblick ihres Entstehens immer sofort vergeht. Aufblühen und Verwelken sind eins in der Musik. Gut möglich, dass sie uns Menschen auch deshalb so fasziniert, weil sie ständig endet, mit jedem Ton ständig enteilt, während man sich danach sehnt, dass sie bliebe. Aber festhalten lässt sie sich nicht, nur wiederholen, das immerhin.



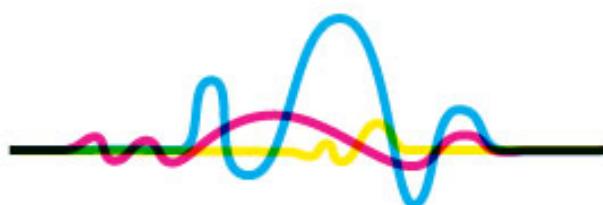
Im Abstellraum dirigiert der Tonmeister die Aufnahme

Vor Bamberg's leerem Haus findet keine Orchesterprobe statt. Es sind Tonmeister und Technikerinnen angereist, um mit Lisiecki und Honeck ein Mozart-Album für die [Deutsche Grammophon](#) aufzunehmen. Sie haben den Saal die Woche über »eingerichtet«, sagen sie, 40 Mikrofone sind im Raum installiert, feinst aufeinander abgestimmt. Hunderte Meter Glasfaserkabel wurden verlegt, die in einem Abstellraum des Konzerthauses zusammenlaufen. Dort stehen Laptops und Alu-Kisten beklebt in Grammophon-gelb, »B-1«, »R-8«, darauf in Plastiktüten Vorräte an Energieriegeln.



Dirigent Honeck, Tonmeister Flock: Musik in Schnipseln Foto: Gene Glover / DER SPIEGEL

Das Klavierkonzert Nr. 22 ist seit zwei Tagen in Arbeit, 185 Takes sind aufgezeichnet, kurze, lange, an diesem Freitagmorgen kommen weitere hinzu. Viele Stunden Musik in Schnipseln werden es am Ende sein, die in ständiger Kommunikation zwischen Künstlern und Technikern entstehen. Der Tonmeister ist Stephan Flock, seit Jahrzehnten im Geschäft, er hat mit großen Dirigenten wie [Claudio Abbado](#) und [Pierre Boulez](#) gearbeitet, mit der Sopranistin [Elīna Garanča](#), der Pianistin Hélène Grimaud, einmal durfte er seine Mikrofone sogar in der Sixtinischen Kapelle aufstellen. Sechs von ihm aufgenommene Alben wurden mit Grammys ausgezeichnet, aber das würde er von sich aus niemals erzählen.



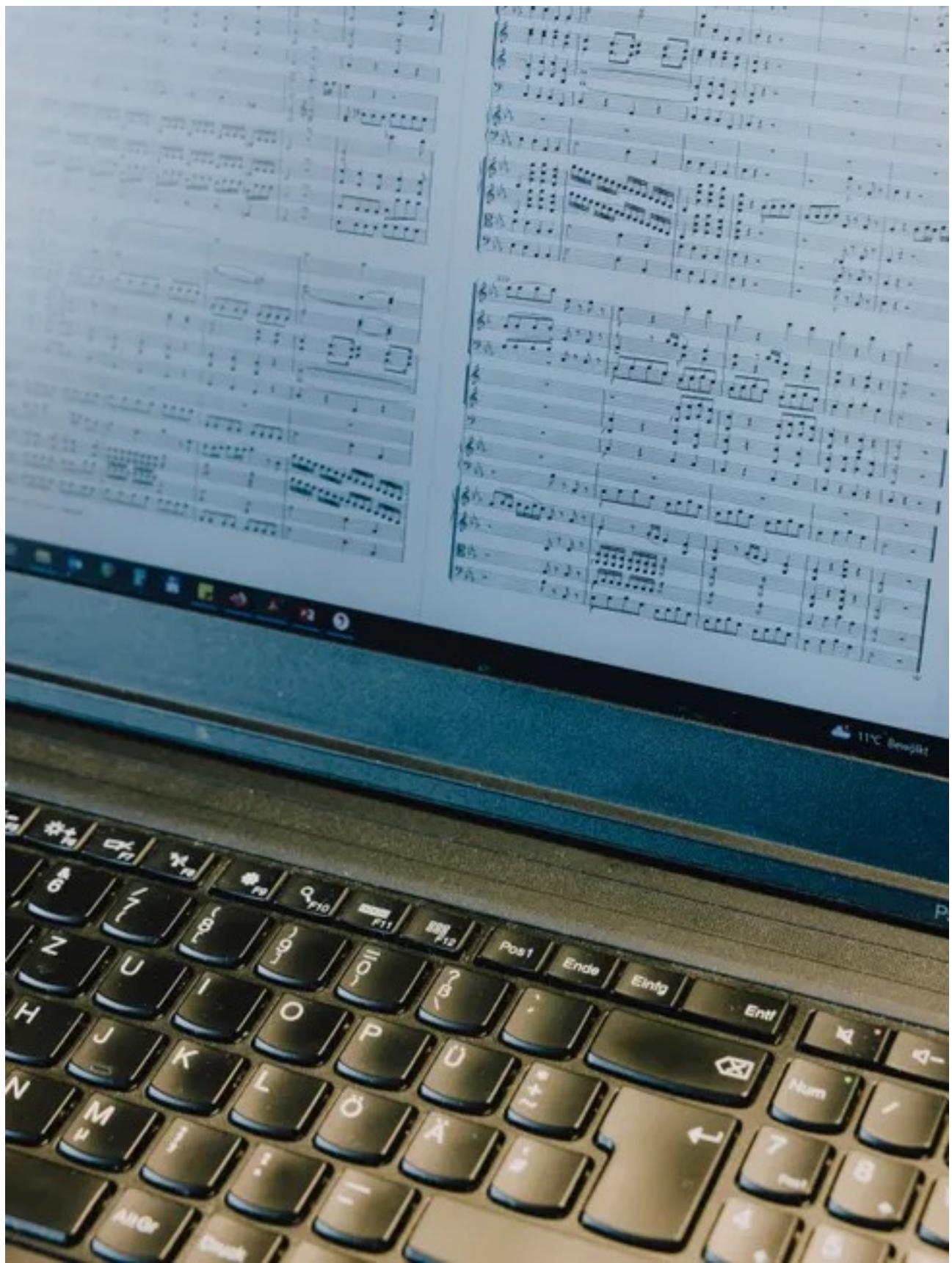
»Das Fagott, bitte, auf die Intonation etwas achten«

Flock sitzt im Abstellraum in Bamberg und sagt in ein Mikro: »Können die Geigen bitte aufpassen bei Takt 237 am Ende ...«, seine Stimme wird hinüber in den Saal übertragen. Wie ein Lehrer, der Schularbeiten korrigiert, geht der Tonmeister seine

annotierte Partitur durch. Er markiert darin das besonders Gelungene, die Fehler und, akribisch, Anfang und Ende aller Takes. »Ab Takt 99, das Tutti, das klang nicht mehr ganz so fokussiert wie vorhin« sagt er, und: »Das Fagott, bitte, auf die Intonation etwas achten.« Dirigent Honeck erklärt dem Orchester seinerseits, wie er in diesem Takt das »Ta-ta-tam« haben will und in jenem das »Ti-da-di« und vor allem dann das »Tam-tara-papam«.

Es ist schwer über Musik zu reden, weil sie selbst eine Sprache ist, aber eine ohne Worte. Tonmeister Flock sagt beispielsweise, man könne hören, »ob ein Orchester gemeinsam atmet«, oder dass ein Saal »trocken« klinge. Was das heißen soll, mag ein Tonmeister wissen und ein Musikliebhaber spüren, aber mit Sprache eindeutig zu benennen ist es nicht. Unbeschreibliches gehe vor, sagt Flock, wenn eine Musik zwischen Moll und Dur changiert oder wenn die Musik praktisch stufenlos von einer in eine andere Tonart übergeht. Im zweiten Satz von Mozarts 22.

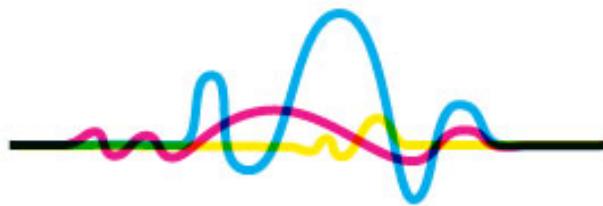
Klavierkonzert ist das ständig so, es tut sich eine Stimmung des melancholischen Zwielichts auf, die nur Musik so ausdrücken kann in ihrer erstaunlichen, widersprüchlichen Ganzheitlichkeit.



Mozart-Partitur, digital: Aufblühen und Verwelken sind eins Foto: Gene Glover / DER SPIEGEL

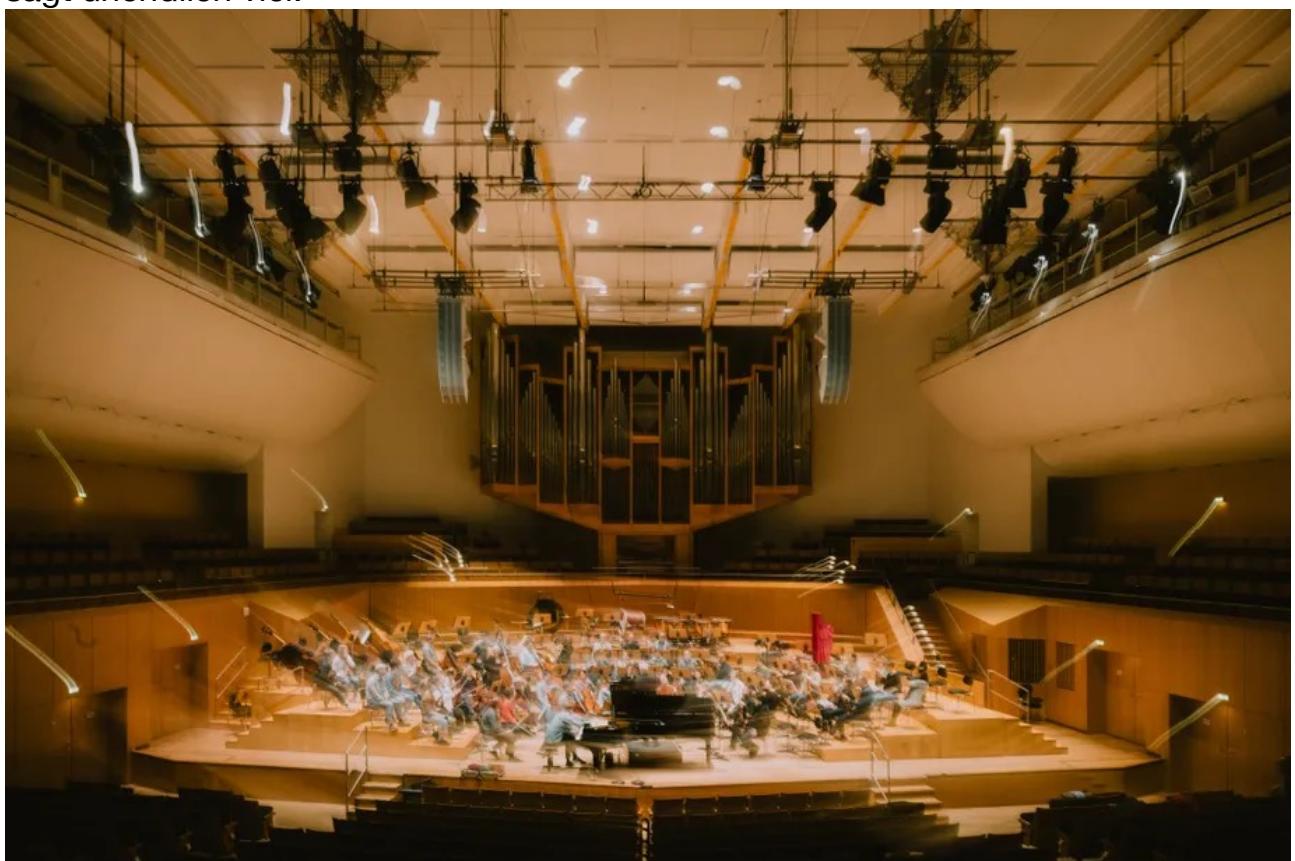
Und Musik kann noch viel mehr. Forschungsarbeiten von Neurobiologinnen und Hirnforschern lesen sich heute so, als mache sie den Menschen überhaupt erst zu

dem, was er ist. Wissenschaftliche Teams finden dank technologischer Fortschritte, besserer Messmethoden und Maschinen ständig stärkere Indizien dafür, dass »im Anfang« nicht das Wort war, wovon unsere Kultur jahrhundertelang selbstverständlich ausgegangen ist. Stattdessen bilden akustische Reize, Töne, Rhythmen und das ganze System der sich bereits im Mutterleib entwickelnden Musikalität die Basis der menschlichen Weltwahrnehmung.



Musik löst »neuronale Symphonien« aus

Musik ist die Ursprache, jedem Menschen mitgegeben, sie lässt das Gehirn Grundstrukturen ausbilden, auf denen kommende kognitive Fähigkeiten beruhen, Erinnerung, Wille, Phantasie, Planung, Aufmerksamkeit, Wartenkönnen. Die französischen Neurologen Emmanuel Bigand und Barbara Tillmann beschreiben Musik als »biologische Notwendigkeit« des menschlichen Seins. Sie löse im Körper »neuronale Symphonien« aus, schreiben sie, vom Scheitel bis zur Sohle und bis in die Hirnwindungen und den Hormonhaushalt hinein. Wer Musik sagt, sagt unendlich viel.



Konzertsaal in Bamberg Foto: Gene Glover / DER SPIEGEL

Sie könnte, sie müsste in unserem Leben, in der Organisation der Gesellschaft, eine viel größere Rolle spielen. Stattdessen wird sie weiter beharrlich unterschätzt als Garnitur einer gepflegten Bürgerlichkeit, als ein Vergnügen von Betuchten womöglich.

Vielen Menschen heute dürfte ein Gespräch über sie sogar wie Zeitverschwendungen vorkommen oder wie Zynismus angesichts von Krieg und Elend und Klimawandel und überhaupt. Diese Haltung fußt auf dem Missverständnis, Musik als bloße Zutat zu einem angenehmen Leben zu verstehen, als eine hübsche Nebensache, aber das heißt zu erkennen, wie tief sie den Menschen berührt und bestimmt.

Tatsächlich wurde die Musikalität im Verlauf der Evolution fest in unser Innerstes eingeschrieben, ein Universum aus Reizen, buchstäblich, ein Feuerwerk aus unvorstellbar winzigen und unzähligen elektrischen Impulsen. Wer sich der Erkenntnis verweigert, dass Musik und Musikalität zur Grundausrüstung des Menschen gehören, übersieht in der Regel auch die unendlichen Möglichkeiten, durch Musik gesünder, glücklicher, intelligenter, friedlicher, in einem Wort: besser zu leben.

»Unser Gehirn muss eine unglaublich schwierige Aufgabe meistern, aber das strengt uns gar nicht an, weil es einen unendlichen Spaß macht.«

Eckart Altenmüller

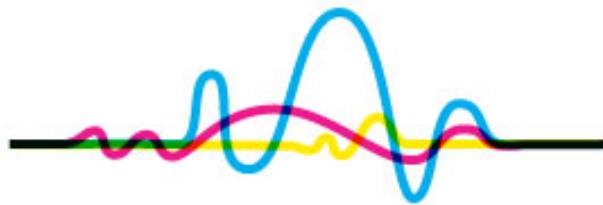
Eckart Altenmüller erforscht diesen Kosmos seit Jahrzehnten, als Neurologe und als Musiker, er hat Medizin studiert und, als Meisterschüler, auch das Querflötenspiel. Als Arzt behandelt er Berufsmusiker, die sich im Verlauf ihrer Karrieren nervliche oder muskuläre Probleme zuziehen, zuletzt hatte er es häufiger auch mit psychischen Leiden zu tun. Nach einer Stunde Gespräch mit diesem Professor aus Hannover kurz vor dem Ruhestand ist man nicht nur überzeugt davon, dass das Leben ohne Musik ein Irrtum ist, wie Friedrich Nietzsches berühmter Kalenderspruch lautet, sondern dass es eigentlich gar nicht ist.



Neurologe Altenmüller: das Wunder der Neuroplastizität. Foto: Privat

Musik, sagt Altenmüller, sei keine Wahl. Der Mensch sei zu ihr veranlagt, jeder Mensch, »unmusikalische« gebe es nicht. Sie stelle einen »genetischen Imprint« dar. Rhythmus, Tonhöhen, alles sei in zugehörige Gene eingeschrieben, und wer Musik praktiziere, sorge nachweislich dafür, »dass sein Gehirn langsamer altert«. Altenmüller hat gerade eine Studie mit 150 Senioren abgeschlossen, in der gezeigt werden konnte, dass Musikunterricht weitreichende Effekte habe. Gedächtnis, Hörfähigkeiten, selbst die Feinmotorik der Probanden verbesserten sich messbar.

Verhandelt wird hier das Wunder der Neuroplastizität, die Anpassung des Gehirns und seiner Strukturen an spezielle Herausforderungen. Musik stellt eine solche dar, sie braucht Rezeptoren, die Signale im Verlauf von Millisekunden verarbeiten können, die winzige Abstufungen von Tonfrequenzen registrieren und immer wieder an ein größeres Ganzes zurückbinden. Musik und ihre Verarbeitung sind eine neuronale Höchstleistung und so komplex, dass sie das Gehirn verändern.



Regelmäßiges Üben verändert das Gehirn

Altenmüller und andere Forscher haben gezeigt, dass das regelmäßige Üben eines Instruments schon nach wenigen Monaten zu sichtbaren Veränderungen der Hirnstrukturen führt. Nervenzellen wachsen, werden größer, weil sie mehr Stoffwechsel haben, mehr genutzt und deshalb besser versorgt. Nervenstränge werden dicker und damit schneller, Synapsen zahlreicher. »Warum ist das nicht auch bei Leuten so, die in Rekordzeit Berichte am Computer schreiben?«, fragt Altenmüller, und gibt die Antwort selbst: »Das liegt an der emotionalen Beteiligung, daran, dass Musik extrem selbst belohnend und intrinsisch motivierend, also befriedigend ist – daher die starken neuroplastischen Effekte. Unser Gehirn muss eine unglaublich schwierige Aufgabe meistern, aber das strengt uns gar nicht an, weil es einen unendlichen Spaß macht.«



Schwierige Aufgabe, unendlicher Spaß: Dirigent Honeck. Foto: Gene Glover / DER SPIEGEL

Solche Erkenntnisse, nähme man sie ernst, müssten weitreichende Folgen haben. Denn wenn es stimmt, dass die Musik und das Musizieren unsere Hirnaktivität auf vielfältige und so positive Weise beeinflussen, dann müssten sie, um nur damit zu beginnen, »in der Schule mit demselben Nachdruck unterrichtet werden wie Mathematik, Literatur, Geschichte oder Philosophie«. Das fordert [Daniel Barenboim](#) von jeher, der berühmte Dirigent, Pianist und ehemalige Chef der Berliner Staatsoper. Forscher wie Altenmüller oder die erwähnten Bigand und Tillmann gehen noch weiter und fordern nicht nur mehr Musikunterricht, sondern eine durchgehende »Musikalisierung« des Bildungswesens.

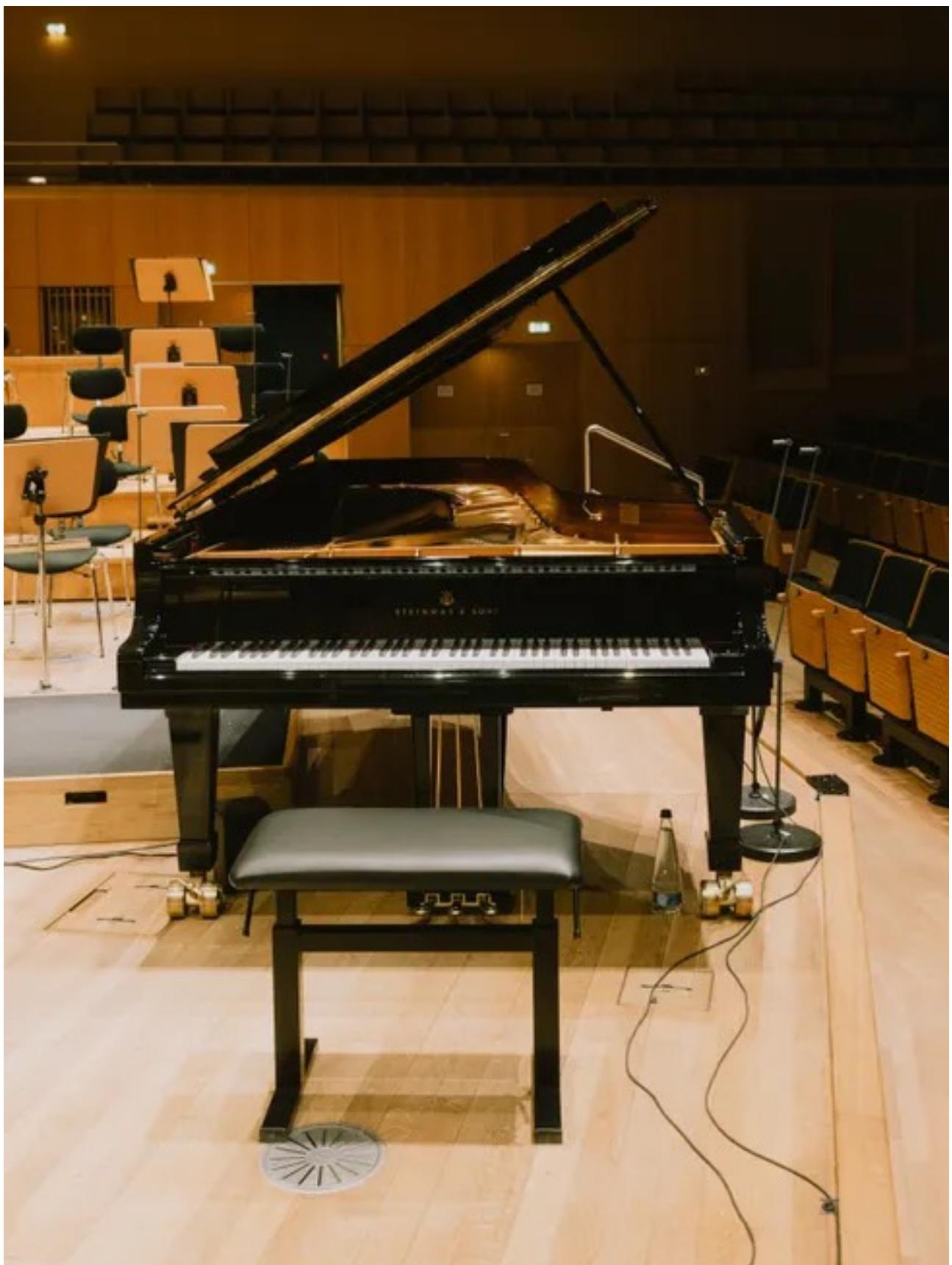


Bessere Mathe-Noten dank Musikunterricht

Die Forderung lässt sich mit Forschungsergebnissen gut untermauern. Eine französische Studie von 1992, deren Ergebnisse sich 2012 bestätigten, hat gezeigt, dass Grundschulkinder, die pro Woche zuverlässig zwei Stunden Musikunterricht haben, im Lesen, Schreiben und Rechnen schneller vorankommen

und bessere Ergebnisse erzielen als Kinder ohne Musikunterricht. Ein unter Wissenschaftlern bekanntes Experiment aus Brasilien hat ergeben, dass zusätzliche Musikstunden auf die mathematischen Leistungen von Kindern größere Effekte hatten als, Achtung: zusätzlicher Mathematikunterricht.

Mit ähnlichen Versuchsergebnissen lassen sich ganze Bücher füllen. Dass der einzigartige Großversuch eines nationalen Musikförderprogramms namens »El Sistema« in Venezuela seit 1975 Menschen aus der Armut geholt und vielen das Leben gerettet hat, ist schwer zu beweisen, darf aber als sehr wahrscheinlich gelten. Dass Musik insbesondere Kindern und Jugendlichen weite Welten öffnet, auch Zugänge zu sich selbst und ihren Gefühlen, bezweifelt kaum jemand. Dass gemeinsames Singen und Musizieren guttut, muss nicht weiter bewiesen werden. In- und ausländische Umfragen zeigen, dass sich fast alle Eltern eine musikalische Förderung ihrer Kinder wünschen, und zwar unabhängig von Bildungsgrad, Einkommen oder davon, ob sie selbst aktiv musizieren.

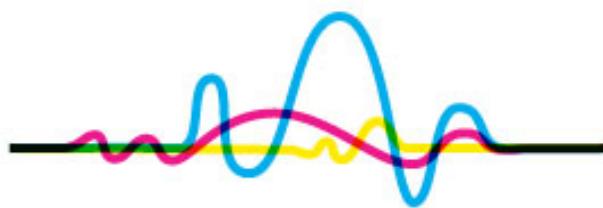


Musik öffnet Welten, wenn nicht gerade der Unterricht ausfällt. Foto: Gene Glover / DER SPIEGEL

Die Wirklichkeit liegt quer zu solchen Wünschen. In Deutschland fehlen Tausende Musiklehrerinnen und Musiklehrer, zumal in den Grundschulen. Das bayerische

Kultusministerium doktert gerade an musikfeindlichen Lehrplänen herum. Wenn der Staat sparen muss, trifft es in aller Einfalt die sogenannten musischen Fächer, weil manche Politiker, nicht nur in Deutschland, davon überzeugt zu sein scheinen, dass sie ohne Schaden wegfallen könnten. Das können sie aber nicht.

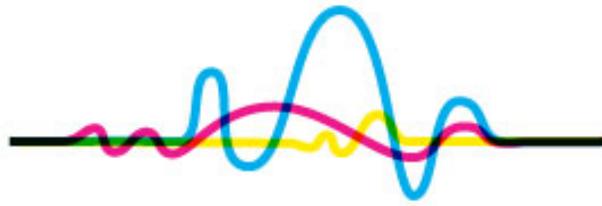
Musik sorgt für ein Gleichgewicht zwischen Intellekt und Emotion, schreibt Barenboim, sie ist »die wesentliche und unverzichtbare Komponente allgemeiner Erziehung«. Und was für die Schulen gilt, das gilt auch für das Gesundheitswesen, in der Altenpflege, in Kindergärten, Flüchtlingsunterkünften: Eine Musikalisierung des Betriebs würde ihnen allen auf vielfältige Weise im Alltag guttun.



»Falsche« Töne machen Lust auf mehr

Im Musikalischen wurzelt das menschliche Verständnis von Zeit, von Ab- und Verläufen, von Taktung, von Reihenfolge. Musikpraxis erfordert soziale Koordination, ein ständiges Aufeinanderhören, ein Miteinanderspielen. Musikhören macht so viel Spaß, weil das Gehirn ununterbrochen die nächsten Noten zu erraten versucht und – layenhaft ausgedrückt – jedes Mal belohnt wird, wenn sie dann wirklich laut werden. Aber auch Regelverletzungen, unerwartete »falsche« Töne wecken Neugierde und werden als reizvolle Überraschungen verarbeitet und neu gelernt.

Wer sich auf das Feld bevorzugter Musikgenres und -stile überhaupt begeben will, findet hier das einzig interessante Thema. Viele Debatten über den Wert oder Unwert von Musik wirken recht steril, weil es in der Regel nicht um die Sache, sondern um die feinen Unterschiede geht, die kulturelle Distinktion, wie Soziologen sagen. Dann schaut die Gruppe der Jazzliebhaber auf die Popfans herab, und Rapper schmähen Klassikhörer als gestrig und elitär. Es bilden sich Stämme, häufig entlang der Generationenlinien, deren Häuptlinge ständig meinen, Jagdgründe abstecken zu müssen, statt jeden leben und hören zu lassen, wie und was er beliebt.



Florian Silbereisen vs. Richard Wagner

Das heißt ja nicht, dass alles gleich bedeutsam wäre. Es ist natürlich ein Unterschied, und kein kleiner, ob **Florian Silbereisen** ein Abba-Medley zum Besten gibt oder in Bayreuth Richard Wagners »Götterdämmerung« viereinhalb Stunden lang über die Bühne geht. Klassische Musik ist unendlich viel komplexer, überraschender, ausladender, sperriger als alle anderen Gattungen; sie hat dem Menschen, dem die Begegnung mit ihr ermöglicht wird, objektiv mehr zu bieten. Indem sie mehr Aufmerksamkeit erfordert, fördert sie den Menschen mehr: Sie zielt in der Regel nicht aufs Mitschunkeln und -singen, sondern aufs Zuhören, Verarbeiten, aufs ständige Dazulernen. Es ist ein Elend, dass sie heute in Debatten über soziale Gerechtigkeit hinein gezerrt wird, wenn etwa das Klischee vom Klavierunterricht für die verwöhnten Kinder reicher Leute gepflegt wird. Und es hilft natürlich auch nicht, dass die klassischen Werke zumeist von »toten weißen Männern« komponiert wurden, wie Michael Spitzer in seiner »Musikalischen Geschichte der Menschheit« schreibt.

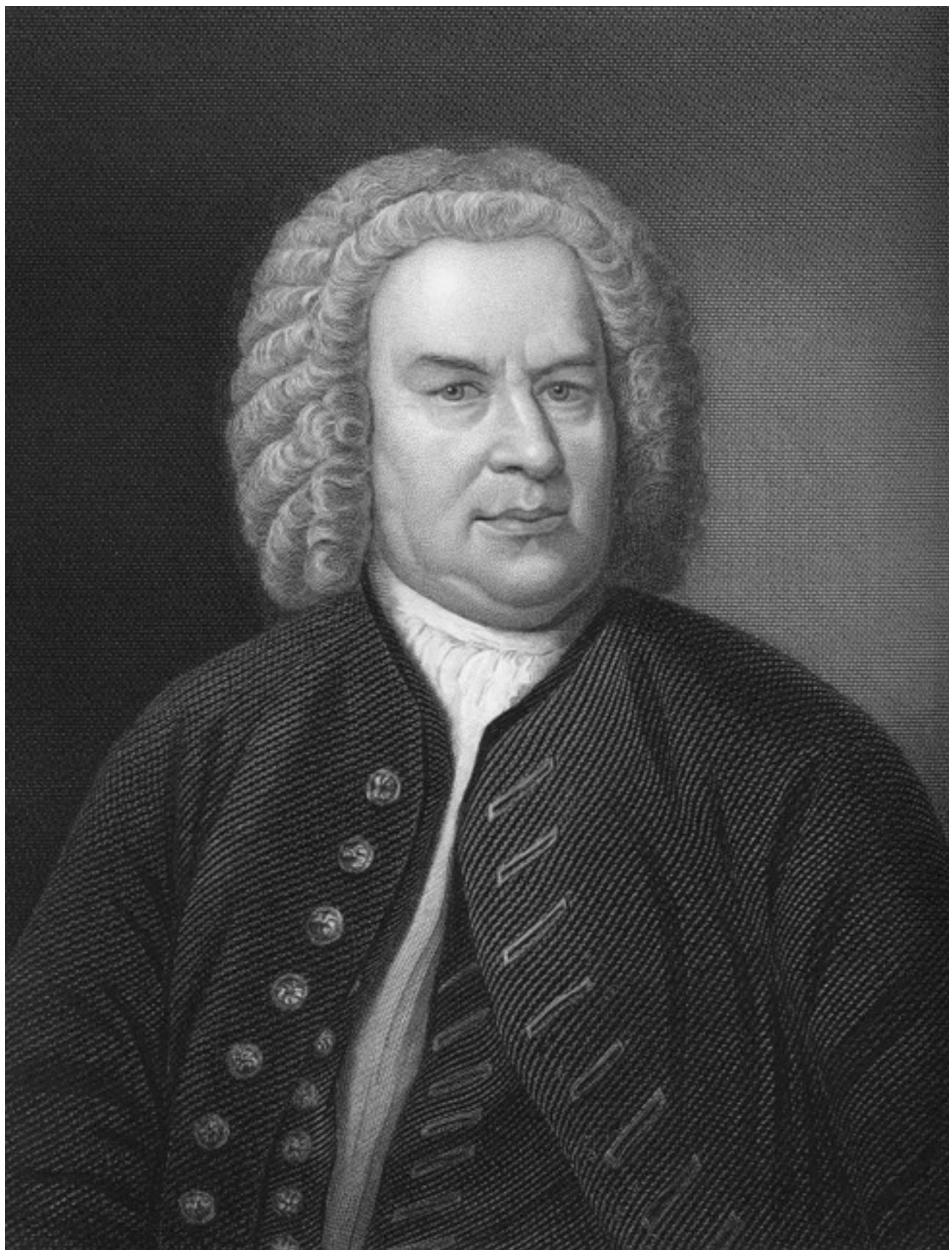
»Was wäre, wenn man jedem Schulkind ein Musikinstrument gäbe?«

Michael Spitzer

»Doch was würde geschehen«, fragt Spitzer, »wenn man jedem Kind in der Schule ein Musikinstrument gäbe (und nicht nur den Kindern, sondern auch den Lehrern und Mensa-Angestellten), und dann die Schule mit liebevoller Unterstützung des örtlichen Sinfonieorchesters überschüttete? Und was wäre, wenn diese Schule im sozial schwächsten Teil der Stadt läge und man klassische Musik als Instrument sozialer und gemeindlicher Regeneration betrachtete?«

Tja, was wäre dann? Hat sich die deutsche Kultusministerkonferenz solche Fragen jemals im Ernst gestellt? Hat sie wenigstens davon gehört, dass zu Coronazeiten plötzlich viel mehr Musik gehört wurde, offenkundig, weil Menschen nicht zuerst nach Zuschüssen suchten, sondern nach immateriellem Halt, nach Schönheit, nach Trost?

Corinne Schneider ist Musikologin und Radiomoderatorin in Paris, sie gestaltet seit sechs Jahren im nationalen Sender France Musique die Sendung »Le Bach du Dimanche«, »Der Bach zum Sonntag«. Man soll früh am Morgen mit schöner Musik aufwachen, aber auch etwas lernen über ihren Schöpfer und seine Zeit, und Corinne Schneider verbindet beide Welten mit Humor und Herzlichkeit, in mittlerweile mehr als 300 Sendungen.

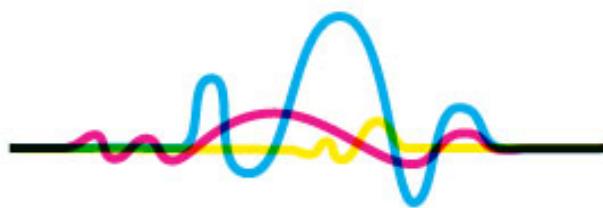


Komponist Bach: 300 Jahre später weltweit gestreamt Foto: imagebroker / IMAGO

Jeden Sonntag holt sie zwischen sieben und neun Uhr 180.000 Hörer ab, das Programm gehört zu den erfolgreichsten Angeboten von France Musique. Es gibt Kantaten, Passionen, Messen, neue und historische Instrumentalaufnahmen, es gibt Bach in Jazz- und Soulversionen. Bei einem Treffen in einem Café nahe der

neuen Pariser Philharmonie spricht sie über den unglaublichen Reichtum von Johann Sebastian Bachs Werk, und darüber, mit einem Lachen, was das für ihre Sendung bedeutet: »Ich wiederhole mich nie.«

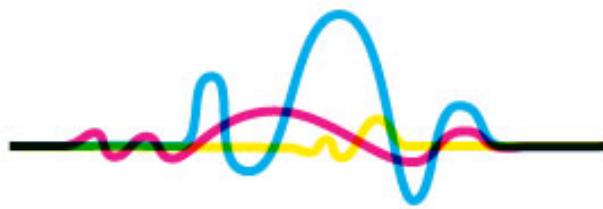
Bach, geboren vor 338 Jahren, gehört mit Beethoven und Mozart zu den meistgespielten, meistgestreamten klassischen Komponisten der Welt. Diese Rangfolge gilt in den USA wie in Japan, in Deutschland wie in Großbritannien, in allen großen Klassikmärkten, als gäbe es einen universalen Weltgeschmack. Hinter den großen drei rangieren Chopin und Debussy, weiter hinten Schubert, Händel, Brahms, irgendwann Liszt.



Es braucht Gott nicht, um Bach zu lieben

Corinne Schneider sagt, Bachs Musik habe eine absolute Seite, denn »sie berührt die Seele ungeachtet des historischen Zusammenhangs«. Selbst eingefleischte Atheisten oder Menschen fern jeder christlichen Kultur zerflössen vor dieser Musik, sagt Schneider, die ja nun in der Regel doch zu Ehren Gottes komponiert worden sei. Es brauche aber Gott nicht, um Bach zu lieben, seine Musik stehe für sich, sei anrührend »aus sich heraus«. Und dabei sei sie in ihren Strukturen offenkundig von allgemeiner Gültigkeit. Durch ständige melodische und rhythmische Überraschungen werde sie nie langweilig und bleibe in ihrem unaussprechlichen Gehalt groß und dennoch einfach.

Aus dem Strom von Schneiders Sendungen ragt eine weit heraus, die zum Ostermontag 2020. Wegen der Coronapandemie war über ganz Frankreich ein strikter Lockdown verhängt, die Städte lagen leer und öde da. Corinne Schneider und ihre Leute fuhren die Bach-Sendung von ihren Wohnzimmern und Küchentischen aus. Sie luden Prominente ein, in diesen schweren Zeiten in kurzen Botschaften mitzuteilen, was ihnen Bach bedeute, und es wurden zwei außergewöhnliche Radiostunden.



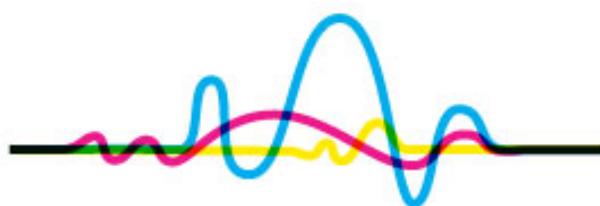
Der Himmel lacht, die Erde jubilieret

In die ausklingenden Stücke hinein sprachen große Bach-Dirigenten wie Philipp Herreweghe, John Eliot Gardiner oder René Jacobs über Bachs Elan, seine Gabe zur Schönheit, die formale Perfektion, den Trost, den er spendet, die Kraft, die er gibt. Solistinnen und Sänger sagten, Bach habe das Wesentliche des Lebens erfasst, habe eine bessere Welt aus dem Geist der Musik erschaffen. Sein Werk sei der größte musikalische Schatz der Menschheit, sagte der Cembalist William Christie.

Und als wäre das alles nicht schon genug gewesen, ließ Corinne Schneider, passend zu Ostern, aber angesichts der schmerzlichen, unheimlichen Coronawelt vor der Tür besonders bewegend, die Kantate spielen: »Der Himmel lacht, die Erde jubilieret.« Der »Sternenraum« von Bachs Musik tat sich auf, wie Hermann Hesse einst schrieb, und ein Gefühl, »als sei Gott schlafen gegangen und habe Bach seinen Stab und Mantel übergeben«.

Hören und Fühlen erwachen gleichzeitig im Leben, vielleicht hängen sie direkt zusammen, womöglich bedingen sie einander sogar.

Die Frage, warum uns Musik zu Tränen röhrt, warum sie uns fröhlich oder traurig stimmt, motiviert, unsere Launen prägt, uns guttut, findet immer neue Antworten. Die Wissenschaft war lange davon ausgegangen, dass ein Fötus im Mutterleib etwa von der 24. Woche an zu hören beginnt. Aufgrund neuerer Messungen gilt nun als wahrscheinlich, dass sich diese Fähigkeit bereits in der 16. Woche ausbildet. Das heißt: Das menschliche Gehör nimmt genau in dem Moment die Arbeit auf, in dem sich auch das limbische System im Gehirn ausbildet, das Zentrum zur Verarbeitung unserer Gefühle. Das heißt: Hören und Fühlen erwachen gleichzeitig im Leben, vielleicht hängen sie direkt zusammen, womöglich bedingen sie einander sogar. Manche Befunde legen das nahe.



Musik fördert die kindliche Empathie

Kleine Kinder, die musikalisch gefördert werden, erweisen sich in Konfliktsituationen nachweislich als hilfsbereiter und lösungsorientierter, empathischer. Musikalisch trainierte Jugendliche verhalten sich häufig sozial kompetenter und sind allgemein schöpferischer. Offenkundig dringt Musik ins Innerste vor und zeitigt wünschenswerte Seiteneffekte, deren sich ihre Empfänger gar nicht bewusst sind.

Bei einem Projekt der Universitätsklinik Dijon wurden Opernsängerinnen eingeladen, frühgeborene Säuglinge mit einem murmelnden, leisen Gesang ins Leben zu begleiten – mit spektakulären Ergebnissen. Die Herzfrequenz der Babys sank während der Versuche deutlich, ihre Atmung beruhigte sich, bei einigen

wurde der Saugreflex ausgelöst. Man geht heute davon aus, dass der stimmlich-musikalische Austausch mit der Mutter den Hormonhaushalt des Kindes stark beeinflusst. Mütter, die ihren Kindern Lieder vorsingen, stärken sie für den Start ins Leben.



Sopranistin Devieilhe: Gänsehaut, Herzklopfen, Bauchkribbeln Foto: Jerome Bonnet / DER SPIEGEL

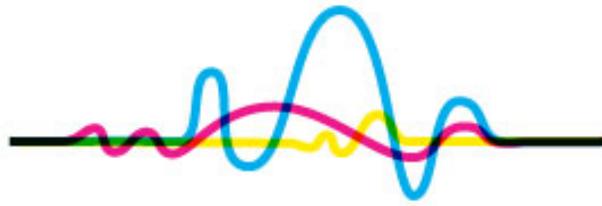
Es gibt heute keinen Zweifel mehr daran, dass Musikerfahrungen – samt Gänsehaut, Herzklopfen und Bauchkribbeln – biochemische Modifikationen im Körper hervorrufen, die der Mensch teils gezielt steuern, teils nur im Zusammenspiel mit anderen Menschen erleben kann. Wenn in Konzertsälen manchmal der magische Moment entsteht, in dem das Publikum eins zu werden scheint, atemlos auf das Hören und das Geschehen im Raum konzentriert, dann nähern sich – messbar – Pulsfrequenz und Atemrhythmus der Anwesenden im Saal an. Es wird auch vermehrt und kollektiv das häufig als Bindungshormon bezeichnete Oxytocin und der Botenstoff Dopamin ausgeschüttet, der mit Glücksempfinden in Zusammenhang steht. Musik wirkt in solchen Situationen nachweislich als hochwirksamer Stresskiller und Schmerzstiller.

Auf der Bühne steht dann vielleicht Sabine Devieilhe, eine der großen Sopranistinnen unserer Zeit, die mit ihrer feinen Stimme in London, Paris, Salzburg und New York seit einigen Jahren Jubel erntet. Sie gehört zu jenen Künstlerinnen, die ganz allein einen Saal voller Menschen in ihren Bann zu schlagen vermögen, aber nicht mit schierer Kraft und Stimmendonner, sondern mit Eleganz und anrührender Zartheit. Es gibt Videos von ihr mit Händel-Arien oder im berühmten Blumenduett aus der Oper »Lakmé«, die ihre herausragende Kunstfertigkeit ausstellen, ihre in vielen Jahren behutsamer Arbeit perfekt gebildete Stimme, die sie liebevoll »mein Instrument« nennt.

»Es fühlt sich an, als hinge für ein paar kostbare Momente die ganze Welt an meinen Stimmbändern«

Sopranistin Sabine Devieilhe

Einer jener magischen Momente ereignete sich vor etwa eineinhalb Jahren, als Sabine Devieilhe einmal in der Pariser Philharmonie mit einem Liederabend auf der Bühne stand, klein und zierlich neben dem geöffneten Flügel. Für lange Momente war da diese atemlose Bewunderung im Saal zu spüren, und sehr wahrscheinlich wären hier die beschriebenen physiologischen Effekte von Puls bis Atemfrequenz messbar gewesen. Jedenfalls hustete niemand mehr in den kleinen Pausen, keiner raschelte an den leisen Stellen; es ging etwas vor im Kollektiv des Publikums. Sie kann das selbst auf der Bühne spüren, sagt Sabine Devieilhe, sie wird Teil dieser Kommunion. Bei einer Begegnung in einem Probensaal der Opéra Comique in Paris beschreibt sie es so: Es fühle sich an, »als hinge für ein paar kostbare Momente die ganze Welt an meinen Stimmbändern«. Ihr gesamtes Tun als Künstlerin, sagt sie, sei darauf gerichtet, solche Augenblicke höchster Konzentration, seltener Verdichtung möglich zu machen, »ein Gefühl von Ewigkeit« herzustellen. Das gehe nur mit Publikum, sagt sie, nur bei der »gelebten Musik«. Es brauche dafür Menschen, die die Ohren spitzen.



Die globale Jukebox war nie besser gefüllt

Im Spiel ist dabei nicht nur die Biochemie. Der Hannoveraner Neurologe Altenmüller spricht auch von »ästhetischer Ehrfurcht«, Dirigent Barenboim beschreibt Musik als »bedeutsamen Ausdruck menschlicher Existenz«. Die Musikologin Corinne Schneider spricht der Musik zu, eine Quelle der »geistigen Erfrischung« zu sein, während der Oboist und Bestsellerautor Albrecht Mayer von seinen ganz persönlichen Begegnungen mit dem »Göttlichen« erzählt. Am Ende fühlen und finden Hörerinnen und Hörer, was sie suchen – und in sich finden. Aber alle nutzen die Musik ständig dazu, intuitiv um die Wirkungen wissend, ihre inneren Zustände und Gefühlslagen zu regulieren.

Je erfahrener ein Musikhörer dabei ist, desto größer ist das ihm verfügbare Repertoire und damit die Möglichkeit, aktiv für das eigene Wohlbefinden zu sorgen. Die globale Jukebox war dafür nie besser gefüllt und leichter zu bedienen als heute. Internet und Streaming-Dienste haben die Welt der Musikliebhaber zu einem Paradies auf Erden gemacht. Mit dem Geld, das eine einzige Langspielplatte einst gekostet hat, bekommt man heute monatelang Zugriff auf das musikalische Archiv der Menschheit.



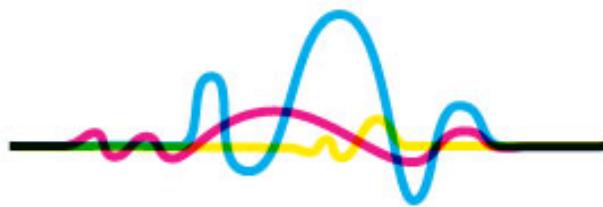
»Deutsche Grammophon«-Manager Trautmann: Im Klassik-Markt erscheinen jedes Jahr 30.000 neue Alben. Foto: Gene Glover / DER SPIEGEL

In diesem großen Teich ist selbst die Deutsche Grammophon ein kleiner Fisch. Gegründet vor 125 Jahren in Hannover ist die Firma heute eine Untermarke im

Sortiment des globalen Giganten Universal Music Group, ihr berühmtes gelbes Label hat sie zum Glück behalten dürfen. Der Grammophon-Chef heißt heute Clemens Trautmann, ein einstiger Profiklarinettist, Absolvent der New Yorker Juilliard School, der dann doch lieber Manager wurde. Trautmann sieht viele Anzeichen nicht nur dafür, dass die Macht der Musik ungebrochen ist; er glaubt auch, dass die besten Tage der klassischen Musik erst noch kommen. »Dass Klassik heute einen Nerv trifft, sehen Sie allein daran«, sagt Trautmann, »dass Hollywood binnen eines Jahres mit ›Maestro‹ und ›Tar‹ gleich zwei große Filme zu unserem Genre produziert, und dass eine Firma wie Apple eigens einen Kanal für sie einrichtet.«

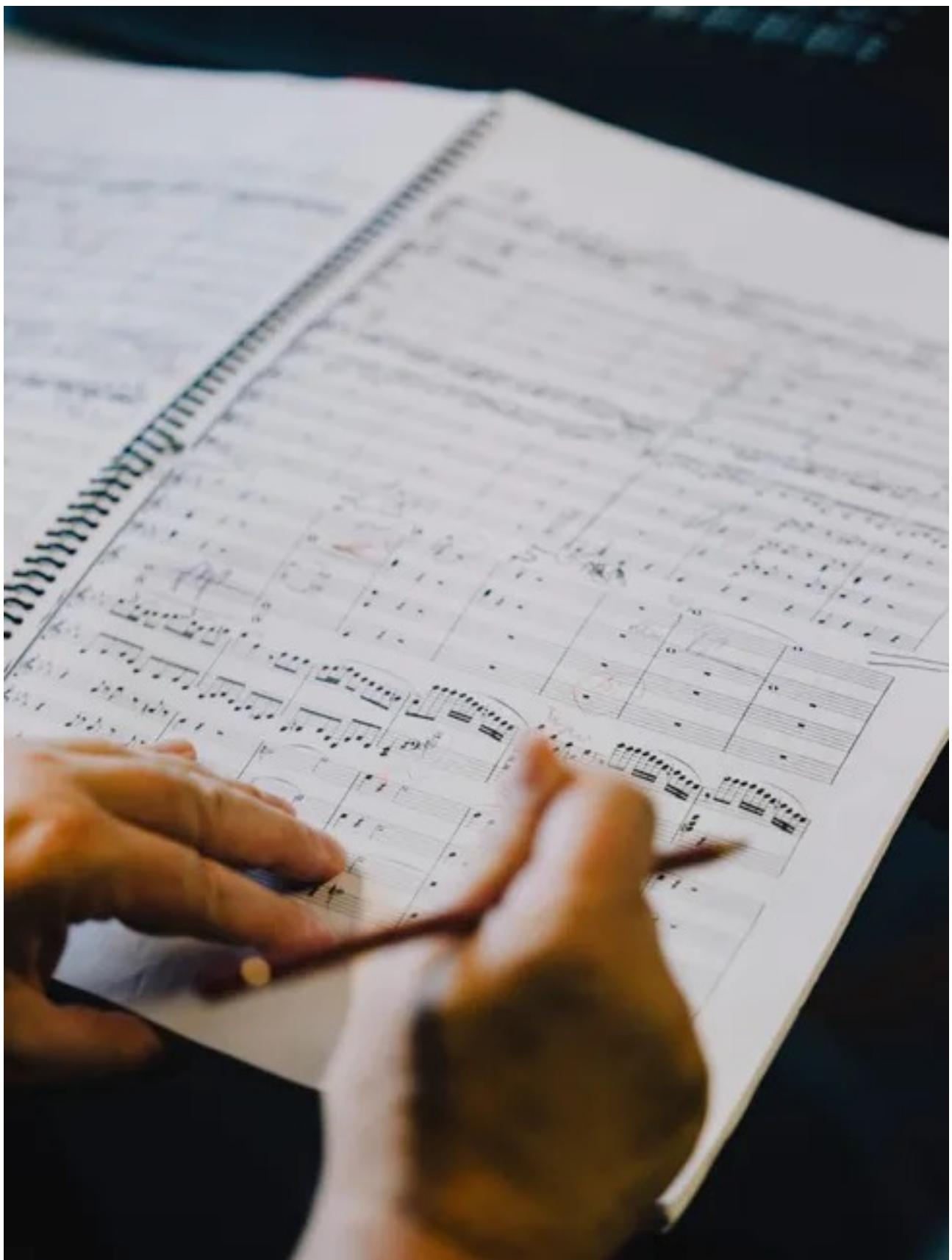
Die Konkurrenz dort ist beinhart. Der gesamte Katalog der Grammophon, gefüllt in 125 Jahren, umfasst gut 6.000 Posten. »Heute«, sagt Trautmann, »werden jedes Jahr 30.000 Klassikalben veröffentlicht. Es werden jeden Tag ungefähr 120.000 Tracks hochgeladen, quer durch alle Musikrichtungen. Das ist das Umfeld, in dem es uns gelingt, gemeinsam mit unseren Künstlerinnen und Künstlern durchzudringen.«

Die Rede ist nicht mehr nur von Audioaufnahmen. Für Live-Streams von Konzerten, aber auch für Archivaufnahmen, hat die Grammophon mit Stage+ eigens eine Plattform geschaffen. »Yellow Lounge« heißt eines ihrer Programme, das die Klassik in Klubs bringt.



Zwei Milliarden Streams für Richters »Sleep«

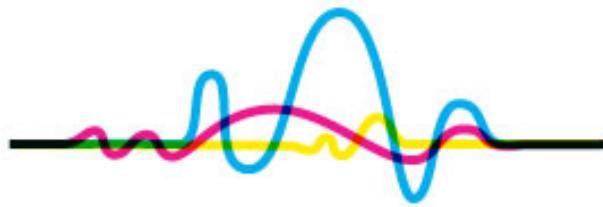
Es gelingen weiterhin Volltreffer. Die Grammophon hat Bestseller im Programm, die Komponisten Ludovico Einaudi oder Max Richter etwa – Richters Werk »Sleep« wurde nach Grammophon-Angaben bereits zwei Milliarden Mal gestreamt, der chinesische Pianist Lang Lang räumt ab, egal ob mit Bachs Goldberg-Variationen oder Disneys »Dschungelbuch«, sein »Piano Book« hat angeblich ebenfalls die Milliardenmarke geknackt.



Mozart-Partitur, analog: die Ursprache des Menschen Foto: Gene Glover / DER SPIEGEL

Darüber mögen Traditionalisten murren, aber das sogenannte Katalogrepertoire bleibt ja verfügbar, und war nie leichter zugänglich als heute. Karajan, Bernstein,

Böhm sind weiter gefragt. Die Einspielung von Beethovens 5. Symphonie mit **Carlos Kleiber** am Pult aus dem Jahr 1975 ist laut Trautmann mittlerweile 250 Millionen Mal gestreamt worden. Das mag pro Abruf nicht mehr so viel Geld einspielen wie früher die verkauften physischen Alben, aber was die schiere Verbreitung von Musik angeht, waren die Zeiten nie besser als heute.



»Eine Dimension mehr« allein durch Musik

Nun versucht die Grammophon wieder, einen Hit zu landen. In einem Abstellraum im Konzerthaus der Bamberger Symphoniker sitzen Menschen, vor dem Fenster steht grau ein Freitagmorgen. Im Raum sind der Dirigent Manfred Honeck, der Pianist Jan Lisiecki, der Tonmeister Stephan Flock. Sie hören gemeinsam Tracks durch, Mozarts 22. Klavierkonzert, Es-Dur, das prachtvolle Allegro. Flock sagt an einer Stelle: »Das haben wir besser.« Honeck sagt: »Yes.« Lisiecki sagt nichts, aber er geht beim Hören mit, als säße er am Klavier.

Der Kanadier hat sich, mit 29 Jahren, bereits ein großes Repertoire erarbeitet, die fünf Beethoven-Konzerte hat er schon vor Jahren in Berlin live eingespielt mit funkelnnder, perfekt kontrollierter Kraft. Was er hier in Bamberg mit Mozart macht, ist nicht weniger beeindruckend. Flock, der auch die Beethoven-Aufnahmen mit ihm in Berlin umgesetzt hat, sagt über Lisiecki, es sei eine Ehre, mit ihm zu arbeiten, ein Glück. Zum Pianisten neben ihm sagt er im Abstellraum: »Ich habe das Gefühl, es wäre gut, am Anfang möglichst wenig Pedal einzusetzen. Es wäre zu schade, wenn es trocken klingt.« Lisiecki sagt nichts.

Es gibt keine Sprache, um über Musik zu reden, es geht am Ende nie sehr weit über Tata-ti, Tata-tam hinaus. Unsagbar also ist ihre Macht über uns, und es gibt keine Begriffe dafür, dass sie Teil von uns Menschen ist, bis in die Hirnwindungen und Hormondrüsen und einzelne Gene hinein. Sie hat Risiken und Nebenwirkungen, auch das, sie lässt sich missbrauchen, zu allen Zeiten wurden Menschen absichtsvoll aufgepeitscht durch sie, Stiefel knallten im Takt, aber diese hässliche Seite an ihr ist doch vergleichsweise klein. Das Gute überwiegt bei Weitem. Wer die Musik liebt, für den hat die Welt, wie Hermann Hesse schrieb, »eine Provinz, ja eine Dimension mehr«. Man kann sie nicht erobern, nicht erzwingen, nicht besetzt halten. Nur in sich entdecken. Und immer wieder staunen über sie.